

SCHOPENHAUER UND DIE DEUTSCHE FRÜHROMANTIK

Von Wolfgang Pfeiffer-Belli

Im Januar 1804 schreibt Ludwig Tieck an Friedrich Schlegel: „Es war mir von je an natürlich, ohne Schmerzen, ohne Unglück, ohne äußerliche Veranlassung, das Leben selbst als eine drückende Bürde anzusehen und alle zu bemitleiden, welche sich in diesem Brand des Lebens verzehren mußten, das alles Schöne, Unschuld, Jugend, Schönheit, Sehnsucht, Liebe in seinen grimmigen Flammen ewig verzehren will, anfangs wie der Frühling die Blumen die schönsten Ahndungen hervortreibt, um sie in Schmerzen zu vernichten, indes ewig das Gespenst der Gleichgültigkeit neben uns steht und uns zu sich winkt¹⁾.“ Das ist sozusagen Schopenhauer vor Schopenhauer, eine Welt- und Lebensansicht, die nur den in Erstaunen setzen wird, der Tieck lediglich als den in süßen Tönen dichtenden romantischen Troubadour und Sänger der mondbeglänzten Zaubernacht kennt. Gerade dieser Mann schrieb einmal, sein Gemüt habe ihn schon früh und zu einer Zeit, in der die meisten Menschen fast unbewußt genossen, zu den ernstesten, finstersten Betrachtungen geführt. Seine aufgeklärten Lehrer hätten seine Zweifel kaum begriffen und die Fragen des jungen Grüblers mit den trivialsten Antworten abgewiesen²⁾. Aber die Erziehung der Romantiker war ja allenthalben einer platt vernünftigen Generation anvertraut, deren bieder-männlich tugendseelige Ideale den jungen Menschen bald wenig bedeuten mußten. Tieck hat nun seine frühen Verdüsterungen poetisch verdichtet und im „Abdallah“ sowie im „William Lovell“ den katastrophalen Abstieg aufgeklärter Jünglinge ins Dunkel nihilistischer Verzweiflung gestaltet. Das, was beim Dichter frühreifes Grübeln und hemmungslöse Vieleserei bewirkt hatten, das bewirken in den beiden Jugendromanen verkappte höllische Mentoren und geheime Gesellschaften. Da wird gleich am Anfang des „Abdallah“ der junge Held von seinem bösen Lehrer Omar „aufgeklärt“: Gut und Böse, Tugend und Laster seien bloße Fiktionen, Reflexe ein und desselben Spiegels; das Menschenleben sei zu kurz, uns selbst richtig zu erkennen, in unserem Innern herrsche ein wüstes Dunkel. „O, heilige Tugend“, ruft der arme Abdallah, „vor deren Bilde ich einst niederkniete, dein Altar ist umgestürzt!“ Vordem, heißt es später, „hatte er mit Kindlichkeit die Tugend und sich geliebt, alle Rätsel, die vor ihm lagen, hatte ihm niemand Rätsel genannt und er stand unbefangen vor ihnen.“ — Nun möchte er sein ganzes Leben für einen schwarzen Traum, sich selbst für ein „bestandloses Traumbild“ erkennen, nun schreiet er von Verbrechen zu Verbrechen. Erst am Schluß entschleiert sich dann Omar, sein höllischer Lehrer: ein unbekanntes gräßliches Wesen sitzt neben ihm, dem Vaternörder, das „an sich“ des einstigen Mentors. Weit weniger phantastisch geht es dann im „William Lovell“ zu, der Geschichte vom edlen jungen Engländer, der auf der mit guten Vorsätzen gepflasterten Straße zur Hölle gemächlich abwärts rollt, um als Verführer, Gauner und Schurke zu enden. Was im „Abdallah“ der schändliche Omar vollbrachte, das leistet hier der menschenhassende alte Andrea; aus der Tartarei ist das moderne, zivilisierte Europa vor 1789 geworden, aus den wilden Gedankeneruptionen jenes Karl Moor in Turban und Pumphosen ein geistvolles, kultiviertes Brief-Raisonnement. Und an wichtiger Stelle erscheint nun auch jenes philosophische Gedankengut, das Friedrich Schlegel als eine der drei Haupttendenzen seines Zeitalters pries und kommen, erhabenster Gedanke Der hoch zum Gotte mich erhebt!“ Und später das auch der im Grund unphilosophische Tieck als artgemäß empfand³⁾: „Will-heißt es:

„Die Wesen sind, weil wir sie dachten,
In trüber Ferne liegt die Welt,
Es fällt in ihre dunklen Schachten

Ein Schimmer, den wir mit uns brachten:
 Warum sie nicht in wilde Trümmer fällt?
 Wir sind das Schicksal, das sie aufrecht hält!"

Und schließlich:

„Was kümmern mich Gestalten, deren matten
 Lichtglanz ich selbst hervorgebracht?
 Mag Tugend sich und Laster gatten!
 Sie sind nur Dunst und Nebelschatten:
 Das Licht aus mir fällt in die finstre Nacht,
 Die Tugend ist nur, weil ich sie gedacht.“

In der Tat fällt die Entstehung des Romans in die Zeit, als Fichtes „Wissenschaftslehre“ erschien (1794), denn dort lesen wir, daß unser Bewußtseinsinhalt an dinglicher Welt „absolut nichts weiter ist, als das Produkt unseres eigenen Vorstellungsvermögens“. Somit dünkt sich der junge Engländer als unumschränkter Schöpfer und Diktator im Reiche der Wirklichkeit, ein Wesen und Weltbebrächter, das Jean Paul in seinem „Clavis Fichtiana“ witzig genug parodiert⁴⁾: „Was ist Wahrheit?“ Herr Leibgeber, hat zu Prag in einem Passionsspiel den Pilatus gemimt und meint, er sei, laut Fichte, „der Pilatus und der Gekreuzigte zugleich, ja sogar der Vater des letzteren, nämlich die unbedingte und unendliche Realität selber: so enthält' ich als Unendlicher alle Wahrheiten in mir und vor dem Enthalten mach' ich sie erst. Die Wissenschaftslehre beweiset, daß ich das könne; und wenn ich's kann, so kann ich die Wissenschaftslehre selber setzen und machen, welches ein reinvollendeter Cirkel ist.“ Von dieser „Hypertrophie des Erkenntnistriebes“⁵⁾ gelangt Lovell zum begeisterten Lobpreis der Wollust und zum hemmungslosen Genußmenschentum. Seinem Freunde Burton, der den jungen Mann einst als trefflichen, tugendhaften Normalmenschen gekannt, wird angst und bange; er vermeint ihn nun schrecklich demaskiert zu erblicken. Noch interessanter als der Engländer mit seinen Sophismen, seiner Selbstinszenierung und seinen Schurkereien dünkt uns freilich eine andere Gestalt des Tieckschen Romanes: Balder, ein ernster, schwermütiger junger Deutscher, der im Wahnsinn endet. Der Dichter hat hier eine beklemmende psychiatrische Studie gegeben, aber dieser manisch-depressive Balder scheint dennoch gleichfalls Sprachrohr und Gefäß für die Aengste und Zweifel des jungen Tieck. Nicht minder kühn als Lovell, der Nutzenwender des absoluten Idealismus, will Balder die Grenzen der menschlichen Erkenntnis überstürmen und sich ins Reich des Absoluten aufschwingen. Wenn Schillers Prinz im „Geisterseher“ Vergangenheit und Zukunft „zwei schwarze Decken“ nennt, „die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhängen und welche noch kein Lebender aufgezogen hat“, so sieht Balder der Möglichkeit des Wahnsinns keck ins Auge und hofft, alle normalen Erkenntnisstrahlen niederzureißen. Der Wahnsinn ist später freilich keine Erfüllung seiner vermessenen Wünsche, sondern das qualvolle stete Schauen von einer Art Situation „an sich“, die ihm überall ihr versteinertes Medusenantlitz entgegenstreckt. So findet er bei fröhlichen Menschen die verborgenen nackten Gerippe heraus, er meint als Wissender und doch als verlarvtes Gespenst durch die Menge zu gehen, er predigt einem harmlosen literarischen Klub von Tod und Verwesung; er schreibt einen Brief, d. h. er „bildet sich ein, einen Brief zu schreiben, an ein Wesen, das sich nur seine Phantasie erschaffen hat.“ Ein solcher Mensch, meint Volkelt, müßte in seinem konsequenten theoretischen Zweifel an der Außenwelt ein beständiges qualvolles Hemmnis empfinden, ja er würde durch denselben aus dem natürlichen Zuge und Geleise des Lebens, aus allem gesunden Lebensgefühl völlig herausgeworfen und über kurz oder lang die Gefahr, in Verrücktheit zu verfallen, vor sich erblicken.“

Auch der alte Tieck hat Menschen geschildert, die dieses „an sich“ der Welt zu sehen meinen und daran verderben: Christian im „Runenberg“ dringt in das innerste Wesen der Naturkräfte ein, er glaubt eine Weile Ungeheures zu sehen, aber nur einen Augenblick, denn er verliert darüber den Verstand. Noch 1828 zeigt uns Tieck sein finsternes Ich ohne Maske. Balthasar, der „Alte vom Berge“⁶⁾ hat nichts vom alten Dramaturgen und geistvollen Gesellschafter, vom glänzen-

den Rezitator und Mittelpunkt des literarischen Dresden. Der Hüttenbesitzer weiß: „alles lebt, bewegt sich, um zu sterben und zu verwesen; alles fühlt nur, um Schmerzen zu finden.“ Die Welt ist „eine Strafanstalt, wo Jammer und Not jedem beschieden ist.“ — Und hinter den scheinbar Glücklichen, den Harmlosen, Genügsamen steht schon im „Lovell“ in der Tat das Gespenst der Gleichgültigkeit: „Langeweile“, schreibt der junge Karl Wilmont, „ist gewiß die Qual der Hölle, . . . nenne mir eine Pein, die diesem Krebse gleich käme, der nach und nach die Zeit verzehrt.“

So könnte über dem tieferen Dichterschaffen des „Romantikers ohne Gleichen“ das Motto stehen: „Deum a tergo vidi et obstipui“. Aber die Entfaltungsjahre des Tieckschen Geistes sind ohnehin die Jahre eines seltsamen Beleuchtungswechsels in der deutschen Geistesgeschichte überhaupt. Das helle, künstliche Tagesgestirn der Aufklärung ist zur Rüste gegangen, die Nacht hereingebrochen. In wunderbar magischen Dichterlauten preist Novalis die „heilige, unaussprechliche, geheimnisvolle Nacht“, er klagt: „Muß immer der Morgen wieder kommen? Endet nie des Irdischen Gewalt?“, er ruft: „Hinunter in der Erde Schoß, Weg aus des Lichtes Reichen!“, er will nichts wissen vom „Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.“ Der junge Görres weiß um die wundersame Eigenesetzlichkeit des Reiches der Nacht): „So wird auch in der Nacht, die in dem Erdsystem dem Schlaf entspricht, wenn die Sonne untergeht und ihr Lichtstrom versiegt und die Dunkel uns umfassen, die Unendlichkeit im Raum sich öffnen, ein ganzes Weltgeschlecht wird in der Milchstraße uns aufgehen, eine mächtige Natur wird aus der fernen Tiefe uns ansprechen. Und wenn dann die Finsternis mit ihren schwärzesten Schatten flieht und der Mond über den Horizont aufsteigt, dann wird in ihm die untergegangene Sonne uns wiederstrahlen, die unsichtbar selbst, in ihm sich spiegelt, und mit einem matten Dämmerlicht die Gegenstände übergießt, daß die Umrisse der Formen in das stille Meer zergehen, das Begrenzte in den bleichen Glanz zerfließt und in wunderbare Gestalten der Strahl sich durch die Schimmer bricht.“ Und bei Caroline von Günderrode erscheint der Wanderer, „der vom Licht versenkte Tagflüchtling“⁸⁾, er strebt ins Dunkel der Erde, in eine Tiefenregion, wo sein Ichtum zerbrechen und einkehren kann in die Gottesruhe vor aller Erscheinung:

„So nehmt mich auf, geheimnisvolle Mächte,
O wieget mich in tiefen Schlummer ein,
Verhüllet mich in eure Mitternächte,
Ich trete freudig aus des Lebens Reihn.
Laßt wieder mich zum Mutterschoße sinken,
Vergessenheit und neues Dasein trinken!“

Was hier hochpoetisch besungen wird, das erscheint in F. G. Wetzels „Nachtwachen von Bonaventura“ zwar in niedrigerer Geistesregion, aber unmittelbarer, erschütternder und umspielt von den Lichtern grausigen Humors. Der Dichter — es ist für unsere Literaturhistorie nicht eben rühmlich, daß man die klaren Ergebnisse einer seinem Buche gewidmeten meisterlichen Monographie⁹⁾ noch immer nicht allgemein anerkennen will! — der Dichter hat sich als Nachtwächter verumumt und wandelt mit Spieß und Laterne in düsterer mondbeschienener Welt, die ihm als die „eigentliche“ Welt vorkommt, denn groß ist sein Verdruß, als er einmal genötigt ist, den Tag (seine „Nacht!“) durchzuwachen und sich im bürgerlichen Leben unter vielen wachen Schläfern zu langweilen. Offenbart ihm die Nacht nicht die seltsamsten Dinge — so daß es ihm dünkt, als ob Gott eigentlich „ein gutes und vollständiges Chaos geschaffen habe, aus welchem der Nachtwächter, wenn es ihm einfiele, erst eine leidliche Welt zusammenzuordnen hätte? Und so meint er, eine ganz andere Gesetzlichkeit, als die gewohnte walten zu sehen; er fühlt sich einen Ort einnehmen, der ihn alle Dinge und Werte in unheimlich faszinierender „wahrer Gestalt“ sehen läßt. Nicht umsonst sympathisiert er mit den Wahnsinnigen im „Tollhause“, von denen „Nr. 9“, einen Kinderball in der Hand, sich für den Weltschöpfer hält. Aber diese Welt, in der, wie in Tiecks „Verkehrter Welt“¹⁰⁾ eine Hülse über der anderen sitzt, so daß der arme Nachtwächter nicht herausfinden kann „ob es nur Spiel oder Wahrheit, oder ob die Wahrheit wieder mehr ein Spiel ist“ — dieses beängstigende Treiben, das „wie ein unterirdischer, nie versiegender Strom dahinbraust“ und das doch

das Leben der Gattung weiter dauern läßt — es scheint sich unaufhörlich ins Nichts zu ergießen. Da ist gleich in der ersten Nachtwache der sterbende Freigeist: „er schaut blaß und ruhig in das leere Nichts, wohin er nach einer Stunde einzugehen gedenkt, um den traumlosen Schlaf auf immer zu schlafen.“ Und der letzte Ausklang des seltsamen Buches ist ein Widerhall aus dem Beinhaus des Friedhofs: „Nichts!“ So hat auch um die gleiche Zeit Jean Pauls Schoppe¹¹⁾ in nächtlicher Kirche „die künftigen Freuden eines Christen beschrieben, welche, wie er lästerlich gesagt, in einer Himmelfahrt ins zukünftige Nichts in dem Tode nach dem Tode bestände, in einer ewigen Befreiung vom Ich.“

Wir haben in dieser kurzen Zusammenstellung die philosophisch geschulten Vertreter der Frühromantik absichtlich bei Seite gelassen. Aus Tieck, aus der Günderrode und Wetzel spricht die romantische Grunddisposition, das romantische Grunderleben ursprünglich, rein und unfiltriert. Anzureihen wäre hier vielleicht noch Clemens Brentano, dessen „verwilderter“ Jugendroman „Godwi“ eine seltsame Mischung jenes nächtlichen Grundbewußtseins mit revolutionärer Libertinage darstellt¹²⁾. Daß der Dichter ebenfalls kein Fremdling in Fichtes Gedankenwelt war, hat er hier und später in einem großen, philosophischen Brief an Bettina ausgesprochen; die Schwester hat ihn nicht in ihren „Frühlingskranz“ geflochten.

So kreist die Gedankenwelt der Frühromantiker um ein „Ding an sich“, das man visionär zu erfassen sucht und das sich dem Tagflüchtling in dunkler Tiefenregion zu offenbaren scheint. Wer die Welt so geschaut, der wird freilich nicht wie Faust aus der Region der „Mütter“ heil emporsteigen. Es wird ihm gehen, wie dem armen Balder bei Tieck oder wie dem Christian im „Runenberg“, der gefühlt hat, wie die rätselhafte magische Figur und Hieroglyphe der Welt in sein Inneres eingegangen ist. Nicht jeder gelangt freilich in diese Erkenntnisregion. Bei der Günderrode sieht sich der „niederfahrende“ Wanderer an der Pforte zum nächtlichen Mutterschoße zurückgewiesen:

„Umsonst! An Dir ist unsere Macht verloren!
 Zu spät! Du bist dem Tage schon geboren,
 Geschieden aus dem Lebenselement.
 Dem Werden können wir und nicht dem Sein gebieten,
 Und Du bist schon vom Mutterschoß geschieden,
 Durch Dein Bewußtsein schon vom Traum getrennt.“

Aber man verweist ihn auf den Mikrokosmos seines eigenen Inneren.

Muß hier zum Schluß noch einmal angedeutet werden, daß Schopenhauer der eigentliche Systematisator dieses wildwuchernden nächtlichen Idealismus gewesen ist? Jean Paul scheint dies auch erkannt zu haben; er war wohl der einzige, der von uns bemühten Dichter, der die „Welt als Wille und Vorstellung“ studiert hat. Schopenhauer seinerseits hat offenbar weder Tiecks „Lovell“, weder den „Alten vom Berge“, noch Wetzels „Nachtwachen“ gelesen. Wohl schwerlich ist der Philosoph in eine Region der Nacht und des Grauens untergetaucht, aber es ist, als hätte der 1814—18 sein System erarbeitende junge Denker auch jenen Ruf der Erdgeister vernommen:

„Doch schau hinab in Deiner Seele Gründen,
 Was Du hier suchest, wirst Du dorten finden,
 Des Weltalls sehender Spiegel bist Du nur.
 Auch dort sind Mitternächte, die einst tagen,
 Auch dort sind Kräfte, die vom Schlaf erwachen,
 Auch dort ist eine Werkstatt der Natur.“

Denn Schopenhauer hat das Ding an sich und innerste Agens der Welt gefunden. Sein Wille, dieses zugleich Bekannteste und Rätselhafteste, dieses „Innerste“, wird dem Philosophen zum Talisman und Schlüssel der ganzen Weltmaschinerie. Auch bei ihm mündet der Strom des Geschehens ins Nichts, aber bei Schopenhauer ist es das „Alles und Nichts“, das bei Aufhebung des Willens übrig bleibt — Buddhas Nirwana, über das der „Erhabene“ nichts auszusagen vermochte und wollte. Schopenhauers Weltbild konnte Jean Paul freilich einem

düsteren norwegischen Bergsee vergleichen; es lebt in ihm wirklich etwas vom Geiste der Romantik um 1800. Daß auf diese Nacht ein romantischer, christlicher Sonnenaufgang folgte, davon hat Schopenhauer freilich keine Kenntnis nehmen wollen.

¹⁾ Lüdeke, Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel, (Frankfurt a. M. 1930) S. 146.

²⁾ Tieck, Schriften 6, V, XI; Euphorion Jg. 34, 306.

³⁾ Tieck, Schriften 6, 178, R. Huch, Die Romantik, Leipzig 1924, 1, 155, 298. Tieck an Wackerroder: dessen Werke und Briefe (v. Leyen) 2, 52: „Die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene.“

⁴⁾ Jean Paul, Titan 2, 471. Vergl. auch Tieck, Schriften 9, 279, „Abraham Tonelli“. „Ich verfiel oft auf den Idealismus und stellte mir vor, alle diese Wirklichkeit sei nur meine überaus närrische Einbildung; denn ich habe seitdem in Büchern gelesen, daß es wirklich Leute gegeben hat, die ganz allein für sich in der Welt existiert haben, und um die sich alles übrige in der Welt nur so gleichsam in ihrer Einbildungskraft bewegt hat. Verfiel dazumal in diese gefährliche Irrlehre und meinte, ich könnte vielleicht zu dieser sonderbaren Sekte gehören. Wenn ich denn aber wieder die Bäume um mich her ansah und meinen hungrigen Magen fühlte, so sah ich wohl ein, daß ich Unrecht haben müsse.“

⁵⁾ Jerusalem, die Urteilsfunktion, Wien 1895, S. 261.

⁶⁾ Tieck, Schriften 6, 153, 168, 223, 173; Schillers Werke (Jubiläums-Ausg.) 2, 320. Volkelt, Erfahrung und Denken, Hamburg 1886, 519.

⁷⁾ Görres, Gesammelte Schriften 2, 1, 330.

⁸⁾ Richard Wilhelm, die Günderrode, Frankfurt a. M. (1938) S. 80; C. v. Günderrode, Dichtungen (Pigenot), S. 21.

⁹⁾ Franz Schultz, der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura, Berlin 1909.

¹⁰⁾ Jean Paul, Titan (Reclam) 2, 135.

¹¹⁾ Brentano, Ges. Werke (Schüddekopf) 5, 234; „Das unsterbliche Leben“, S. 243. Vergl. Kap. 2 einer vom Schreiber dieser Zeilen vorbereiteten Brentano-Monographie.

¹²⁾ Schopenhauers persönliche Beziehungen zu Tieck, den er nur als Unterhaltungsschriftsteller gelten lassen will, waren unergiebig und unerfreulich: Werke (Grisebach, 2. Aufl.) 5, 534; O. Damm, Arthur Schopenhauer (Reclam), 178; allerdings Johanna Schopenhauer an Arthur (30. Jan. 1807, Schopenhauer-Briefe, hsg. von L. Schemann, Leipzig 1893, S. 55): „Dein Liebling Tieck.“

Summary.

The fundamental ideas of Schopenhauer's chief work "The World as Will and Idea" (published in 1819) are already to be found in the works of the German romanticism. The two novels of the younger Tieck, the poetical works of Caroline of Günderrode, the sombre and mysterious "Night-watches of Bonaventura" had proclaimed by means of sentiment and without rule what the great pessimist subsequently shaped into a philosophical system.

Résumé.

Les idées fondamentales du chef-d'oeuvre de Schopenhauer «Le monde comme volonté et imagination» (publié en 1819) se trouvent déjà dans les oeuvres romantiques des Allemands. Les deux romans du jeune Tieck, les oeuvres poétiques de Caroline de Günderrode, les sombres et mystérieuses «Veilles de Bonaventura» expriment par sentiment et sans règle ce que le grand pessimiste a formé ensuite en système philosophique.